

86. Sonnabend, am 28. October 1837.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Die Gebirgsreise. Novelle von Penseroso.
3 Bde. Leipzig, bei Wienbrack.

Die Anforderungen an Unterhaltungsllectüre sind so verschieden als die Leser, und es wäre deshalb überflüssig ein Wort darüber zu verlieren, daß eine solche Anzahl matter, schwacher, unnützer Produkte in der Welt herumlaufen. Ist es doch mit Personen derselbe Fall wie mit der Literatur, — wer will mit dem Schöpfer rechten, daß er einer Menge uninteressanter Menschen Licht und Leben gönnt — so mag denn auch das geduldige Papier die Wuth unserer Zeit — die Schreibewuth wohl oder übel tragen, wie jene die Erde. — Diese drei Bändchen haben das negative Verdienst weder zu schaden noch zu nützen, die überflüssige Zeit des Lesers, der dabei aushält, auf unschädliche schmerzlose Manier todtzuschlagen, und dabei unschuldig, gleich einem neugebornen Kinde, dasselbe Experiment bei jedem, der muthig diese drei Theile einnimmt, zu wiederholen. — Referent hütet sich etwas von dem Inhalt zu verrathen, denn der Sünden größte ist den Armen zu plündern, und der Faden der Erzählung ist doch ein Etwas, wenn auch nicht Viel. Außer diesem Faden aber ist in den drei Bändchen auch durchaus nichts zu finden. Der zweite Theil, in welchem eine Scene den Kaiser Napoleon herbeizieht, ist noch der beste, es ist als ob der große Schatten bloß durch sein momentanes Erscheinen die nächsten Bogen gewissermaßen electricirte, ohngefähr wie ein Tropfen Spiritus eine ziemliche Quantität Wasser wenigstens auf Momente in Bewegung zu setzen, oder zu stärken vermag. Uebrigens sehen sich die Leute in dieser Novelle an, küssen einander beträchtlich die Hände, erröthen, lächeln und gehen spazieren, wie in den andern Werken dieses Penseroso, den Referent nun einmal sich durchaus nur als Penseroso denken kann, und deshalb fürchtet ungalant zu seyn, wenn er seiner Recensentenpflicht zu genügen strebt. Der „Nesse und Dheim“ war jedenfalls besser und litt weniger an den Gebrechen äußerster Mattigkeit und Leere, die hier so fühlbar werden. Ob die sonderbare Orthographie des Autors, der stets von Mizen (statt Müzen), Danti (statt Dandy) spricht, seine Eigenthümlichkeit oder Druckfehler ist, lassen wir dahin gestellt, und wollen aus

Nächstenliebe das letztere annehmen. — Das Herumschleppen der zarten Heldin auf Landstraßen und Wirthshäusern, bevor sie in den Hafen der Ehe und Heimath einlaufen kann, ist höchst unergötzlich, und widerspricht dem Bilde, was der Leser nach der Schilderung von diesem schüchternen, in ländlicher Abgeschlossenheit und Sitte erzogenen Jungfräulein zu haben berechtigt ist, total; wie denn gleichfalls die Willkürlichkeit der soliden Pflegemutter bei der projectirten und dann wirklich realisirten Entführung fast komisch erscheint. — An Charakteristik im engeren Sinne ist in diesem weichlichen, so lose zusammengehaltenen Opus nicht zu denken, der Styl ohne Leben, Geist und Kraft — kurz es ist ein Romänchen wie es zahllose giebt, und da es sich schnell und leicht weglieft, so mögen Andere ihr Heil versuchen, ob sie sich in der schönen Davida, — dieß der Name der Heldin — und ihres blonden Wiesond Gesellschaft gefallen.

Druck und Papier sind gut.

Isidor.

Die Häuptlingstochter. Historischer Roman aus der Zeit der ersten englischen Ansiedelungen in Virginien. Von Julius Krebs. Zwei Bändchen. (284 und 308 S. 8.) Zeitz, bei Schieferdecker, 1837.

Der Herr Verfasser, bereits durch seine gesammelten Novellen auf dem Gebiete der erzählenden Dichtung vortheilhaft bekannt, giebt uns hier ein größeres historisch-romantisches Gemälde, welches sich eben so sehr durch den mannichfach anziehenden Inhalt als den Reiz der Darstellung empfiehlt. Der Gegenstand desselben ist die unter der Regierung Jacobs des Ersten von England im Jahre 1607 erfolgte Gründung von Jamestown in Virginien. Die Auffassung des Contrastes zwischen dem rohen amerikanischen Natursohn und dem gesitteten Europäer sowie des menschlich Gemeinshaftlichen beider in Haß und Liebe, Großmuth und Rachsucht, Trauer und Freude, scheint uns die leitende Grundidee des Ganzen zu seyn, welche der Künstler nach allen Seiten hin durchbildet. Als Repräsentanten des alten Europa treten besonders auf: Capitain William Smith, der Führer der Expedition, ein kräftiger junger Seeheld von 25 Jahren, und dessen Offiziere, in welchen sich wieder eine Reihe

interessanter Charaktere abschattet. — Der tiefglühende, melancholische Spanier Alonso, der kalte verschlossene Britte Argol und der ungestüm muthige, offenherzige Rolfs entfalten nacheinander ihre verschiedenen Persönlichkeiten. Auch ein komisches Element ist in dem mageren, langen, deutschen Gelehrten Spindel beigemischt, welcher naiv versichert, daß er sich auf's Hungern wohl verstehe, da er viele Jahre Leipziger Magister gewesen sey. Die Denkweise des gemeinen Mannes stellt sich in den Soldaten Tom und Miguel treffend dar, wovon ersterer das Princip der Treue und Redlichkeit, letzterer das der Schlaueit und Bosheit vertritt.

Unter den amerikanischen Gestalten ragen Tomakin, Pomhatan und Pokahontas hervor. Tomakin zeigt alle Kriegertugenden aber zugleich auch alle moralischen Nachseiten des nordamerikanischen Wilden; die unversöhnlichste Rachsucht, kalte Verstecktheit und ausgesuchte Grausamkeit stehen neben Heldenmuth, Beharrlichkeit und männlichem Stolz. Der alte Häuptling des Pomunkie-Stammes, Pomhatan, ist eine edle Greisennatur, welche bei aller nationalen Härte doch wieder durch Größe und Reinheit des Charakters gewinnt und imponirt. Ihm zur Seite steht Pokahontas, seine liebliche Tochter, welche durch eine europäische Mutter in den sanfteren Lehren des Christenthums erzogen und gleichsam zum verbindenden Mittelgliede der Indianer und Britten bestimmt ist. Deshalb entbrennt denn auch in Liebe zu ihr der kühne Anführer William Smith, der jedoch einem begünstigteren Nebenbuhler, dem Lieutenant Rolfs weichen muß. Außer diesem Liebesverhältniß greift noch ein anderes, das des Spaniers Alonzo zu Cornelian, der Tochter Capitain Argols, bedeutend in den Lauf der Erzählung ein, und führt manche interessante Verwickelung herbei.

Eine große Sorgfalt hat der Verfasser auf die treue Schilderung der amerikanischen Naturscenen und Völkersitten verwendet. Der Leser fühlt sich mitten in die dichten Urwälder Virginiens versetzt; er nimmt Theil an den kranken Streifzügen der Pamunkies und Masikans, er ist Zeuge ihrer Gefechte, ihrer Tänze und Schmausereien, ihrer Zauberbräuche und Gerichtszugungen. Es gewährt eine eigenthümliche Empfindung, wenn man sich im Geiste mit einer Handvoll jener kühnen brittischen Krieger in der dunkeln Waldeinsamkeit fortbewegt, wenn man ihre Aufmerksamkeit auf jedes Geräusch, ihre Furcht vor einem möglichen Ueberfall des zahlreichen rothhäutigen Feindes theilt und der Gefahr immer näher und näher ins Auge blickt. Zum Beweis, wie trefflich der Verfasser Scenen solcher Art zu schildern versteht, möge die Beschreibung eines Marsches hier stehn, welchen der Expedi-

tionschef zur Verproviantirung des Forts Jamestown unternimmt.

(I. S. 103 — 105.): „Er gab das Zeichen zum Aufbruch. Der Tambour schlug einen kurzen Wirbel, und die Expeditionsmannschaft zog still und vorsichtig das Thal entlang. — Es war ein goldglänzender, frischwehender Julimorgen. Der Himmel zog sein wolkenloses Azurgewand an, und schien durch das magische Duftgewebe dem vielversuchten, heldenkühnen Smith seinen Beifall zuzulächeln. Tausend Waldstimmen wurden laut. Der Spottvogel pfliff seine seltsamen äffenden Töne; die Purpurdrossel erhob ihren lieblichen Gesang; aus dichtem Gezweige gurrten Turteltaubchen ihre Klagen so zärtlich, wie sie in Europa nie gehört werden, und fernher schallte des Waldhahns durchbringendes, heiltönendes Lachen unter dem übrigen krächzenden Geschlecht der Spechte. Lästige Insectenschwärme durchsummten die Luft, und in der Höhe erblickte man die endlosen Züge der Wandertauben. — Aufgeschreckt aus ihrem Versteck jagten einzelne Dammhirsche vorüber, doch die jagdlustigen Herzen der Colonisten mußten den lockenden Trieb bezähmen, ob auch manche Hand unwillkürlich ans Gewehr zuckte. Schweigend und in guter Ordnung zog der kriegerische Haufe in der Morgenfeier des langen Thales dahin, unter dem kunstlosen Oratorium der Waldsänger, die auf tausendfache Weise ihren Schöpfer priesen. Halb ängstlich, halb herausfordernd forschten beständig zu beiden Seiten die Blicke in dem dichten Gebüsch, ob nicht ein nackter Indierkopf mit seinem langen Haarbüschel, oder doch sein wildfunkelnder, lauernder Augapfel darin sichtbar werde, und bei jedem leisen Geräusch der Zweige dachte man, Pfeilwolken würden niederrauschen, oder die hagern rothen Kriegergestalten gedankenschnell hervorstrzen zu blutigem Ueberfall.“

Hören wir nun auch, wie anmuthig uns die Häuptlingstöchter selbst geschildert wird. (I. S. 145 und 146.): „Es war ein junges Mädchen von etwa funfzehn Jahren und von einer unter den Pomunkies seltenen Schönheit. Die düstere Kupferfarbe ihres Volkes war auf diesem holden Gesicht, dem göttlichsten Ausdruck der Unschuld und Sitte, in die Gluth der rothen (!) Rose verwandelt; in langen, künstlichen Flechten fiel ihr glänzend schwarzes Haar am Nacken hinab, und eine Kette aus kleinen, glänzenden Muscheln mit allerlei blanken Zierrathen umfing den schöngeformten Hals. Die schlanken Glieder des reizenden Kindes bekleidete ein kurzes, enges und geschmackvolles Gewand aus Rehlleder, mit den Federn der Purpurdrossel bekränzt und von einem Gürtel aus buntschillender Schlangenhaut gehalten, und an den Füßen trug sie

zierliche Mokassins. So stand die lieblichste Tochter Virginens, vom rothgoldnen Abendchein umflossen, gleich einer Engelsgestalt, gleich wie der gute Genius ihres Volks vor den entzückten sprachlosen Fremdlingen.“

Pokahontas erscheint überall als das höhere Princip des Schönen und Guten helfend und ausöhnend auf dem düstern Kampfgemälde. Sie ist es, welche die Lebensretterin des gefangenen Capitains Smith wird, welchen schon die Keule des Häuptlings Pomhatan mit dem Todeschlage bedroht; sie ist es, welche ein freundliches Verhältnis zwischen den Pomunkies und Britten herbeiführt und dasselbe durch ihre Verlobung mit dem Marineliutenant Rolfs befestigt. — Es würde zu weit führen, den Lesern dieser Blätter alle verschlungenen Fäden der Fabel zu entwirren und ihnen die wechselvolle Reihe der Begebenheiten vor Augen zu stellen. Möge das Gesagte genügen, allen Freunden des historischen Romans das vorliegende Werk als eine höchst anziehende und angenehm belehrende Lectüre zu empfehlen.

Die äußere Ausstattung des Buchs ist elegant und gereicht der Verlagshandlung zur Ehre.

Ernst von Brunnow.

Appenzellischer Sprachschatz. Eine Sammlung appenzellischer Wörter, Redensarten, Sprichwörter, Räthsel, Anekdoten, Sagen, Haus- und Witterungsregeln u. s. w. herausgegeben von Dr. Titus Tobler. Zürich, Druck und Verlag von Drell, Fuesli und Compagnie. 1837. LVIII. und 464 gr. 8.

Die Zahl der Idiotiken ist, wie man aus Hoffmanns Grundriß der deutschen Philologie erschen kann, bereits sehr groß und dennoch bleibt in diesem Felde der Fleiß und die Mühsigkeit vielleicht eines Jahrhunderts nöthig, ehe die Vorarbeiten geschlossen werden dürfen und der allgemein deutsche Sprachschatz sich in Massen aneignen kann, was hier zu gewinnen. Dr. Tobler ist rüstig und mit wahrem Beruf an diese, in der That ungeheuer schwere Arbeit gegangen. Schon die Einleitung, welche sich über Anlage solcher Sammlungen weiter verbreitet und die der Franzosen, Engländer, Italiener würdigt, verräth reiche Kenntniß und festen Takt. Ueberall sind Anekdoten, Sagen, kleine Liedchen eingeschoben, wodurch das Buch unterhaltender wird, als man fast meinen sollte. Ungemein lobenswerth ist der Fleiß, womit der Verfasser das Althochdeutsche, Romanische und andere Sprachen vergleicht, und Alles herbeischafft, was nur irgend Licht verbreiten kann. Es ist übrigens in diesen Volksmundarten noch so viel frisches Leben und Vieles wiederholt sich oder verzweigt sie mit einander, daß schon diese Sei-

ten das Studium sehr belohnend machen. Ich will, um den Zusammenhang der süddeutschen Mundarten anschaulich zu machen, einzelne dieser Appenzeller Idiotismen mit solchen aus der Umgegend von Darmstadt vergleichen und was etwa dem nächsten Strich des Odenwaldes oder der Bergstraße angehört, hinzufügen: ana, hin oder her, do ana, dahin, bei uns an ne, es hängt allerdings mit dem Nhd. ana zusammen; Angel, Stachel eines Insekts, voraus der Biene; ebenso bei uns; schon im Fischart Targantua findet sich: welche Bienen angeln mehr! arb eta, arbeiten, h. arbete, ardlig, auch in unserer Gegend für seltsam, bizarr z. B. das is e ardliger Mensch; Plantschett, das Blankscheit, mit derselben Aussprache; zu blöde, bemerkt man unter unserm Volk die Redensart: Blöde gehen, = sich aus dem Staube machen; blott, kahl, wird durch Alliteration mit Blind verbunden, z. B. von jungen Vögeln im Nest gebraucht: sie sind blott und blind; über das Bohnenlied: eine Anmerkung sagt, daß dieses Lied ein äußerst beißendes Gedicht über die Klerisei und den katholischen Ritus, besonders wider den päpstlichen Ablass vom J. 1522 gewesen, verfaßt von Nik. Manuel von Bern; Bolauga, große, hervorragende Augen, dafür sagt man hier Bollerauge; Pradigmacher, der Verf. eines Kalenders, dafür brauchen unsere Landleute Pradikmacher synonym mit Lügner, Schwäher; Kähern als verb. activum heißt hier Jemanden quälen, peinigen; Kalfakter, in demselben Sinn, ein verschmitzter Mensch oder auch ein Schmeichler, davon das Zeitwort verkalfaktern, d. h. Einen anschwärzen, durch Zutragen von Verläumdungen aus der Gunst des Andern bringen; bei Kittel ist bemerkt: Enn bim Kittel neh, einen tüchtig hernehmen, und in der Anmerkung: Kittel ist verwandt mit Kutte, dieß zeigt eine bei uns gäng und gäbe Redensart in dem Sinn der vorbemerkten: einem die Kutte kehren; Tappel ein Geldbeitrag heißt bei uns Dappe; Ebbes für etwas ist hier ganz isolirt im Umlauf und keine der verwandten Formen hat sich erhalten; Ehnder Komparativ findet sich in unserer ganzen Provinz vor statt eher; End, die Ränder längs dem Tuche, hat sich bei uns noch in Salb = end erhalten; Erhofer, sich erholen, mag wohl mit unserm volksthümlichen erkobern einerlei seyn; Eso für ebenso, gilt allgemein in der Umgegend u. s. w.

Es wär ein Leichtes, diese Vergleichen durch einen großen Theil des Werkes durchzuführen, denn die bemerktesten Wörter sind mir ohne mühsames Suchen aufgestoßen. Einem künftigen Sprachforscher bleibt es überlassen, aus den verschiedenen süddeutschen Idiotiken den nothwendigen Zusammenhang und die organische Entwicklung solcher Formen nachzuweisen. Die in vorliegendem Buche öfters mitgetheilten Stellen aus Volksliedern lassen vermuthen, daß der Verfasser auch diesen Schatz in seinem Kanton gehoben und ich spreche hier den Wunsch aus, er möge mit gleicher Liebe und Treue eine solche Sammlung von Liedern und Sagen in der Mundart, mit sprachlichen Anmerkungen begleitet, veranstalten. Das Außere des Buches ist, wie man es bei den Artikeln aus dieser Buchhandlung gewohnt ist, schön und würdig.

U. Rodnagel.

Zeitschriften-Musterung.

XLI.

Der goldne Schuh ist die Ueberschrift eines recht artigen Feenmärchens, welches das

Morgenblatt, Nr. 210 flg.

erzählt, und dem auch große Kinder wohl gern zuhören werden. Fast in dieselbe Kategorie gehört die große Wasserschlange, wovon uns Nr. 216 flg. unterhält, es ist aber nicht zu läugnen, daß auch hier der Verfasser die Wißbegierde zu beschäftigen, wenn auch nicht zu befriedigen, sehr wohl verstanden hat. Dräxler-Mansfred giebt Nr. 217 artige Uebersetzungen aus V. Hugo's innern Stimmen, namentlich von dem von uns auch früher schon versuchten „Rose und Grab.“ Mit Bergnügen findet man Nr. 218 neue Briefe aus der Normandie von J. B. und Hunger und Liebe, Abenteuer eines englischen Marineoffiziers, versetzt uns nach Porto in eine interessante Periode der Iustanischen Kriege. Fast zu viel dünkt es uns, daß sich zugleich die Kunstblätter und auch die Correspondenz aus Paris Nr. 219 flg. mit dem Museum in Versailles beschäftigen.

Willkomm's Civilisationsnovellen finden in der

Mitternachtszeitung

Nr. 143 einen guten Beurtheiler an dem Redacteur. Ebenfalls beginnt auch eine Erzählung, Bahn, nach einer wahren Begebenheit. Die Rezension über die dramaturgischen Jahrbücher ist von Franz Dingelstedt, welcher in Nr. 151 auch Empfindsame Reisen zu schreiben beginnt. Unter den unverbürgten Nachrichten in Nr. 152 ist manches Komische.

Die

Zeit. f. d. eleg. Welt

bringt Nr. 182 den Anfang von Lebensbildern aus den Colonien, die in der That aus dem Leben gegriffen sind. Der Gegenstand des ersten derselben, die Mulattin ist allerdings hie und da nicht ohne allen Anstoß. Mit Recht werden auch hier die Jahrbücher für Dramat. u. s. w. einer ausführlicheren Würdigung unterzogen, welche freilich die schönen Hoffnungen der Herausgeber etwas abkühlt, ihrer lobenswerthen Absicht aber alle Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Die Notizen Nr. 184 und 186 greifen Blumenhagen und Horaz an. Mag sich einer mit dem andern trösten. Die Düsseldorf'scher Kunstausstellung wird Nr. 152 genauer geschildert.

Die Zeitbilder aus Paris, welche Nr. 8 flg. der

Wiener Zeitschrift

so vielen Beifall fanden, werden Nr. 108 flg. fortgesetzt, und können abermals auf denselben rechnen. Das Gedicht von Manfred in Nr. 109: Die Weigerung, ist lobenswerth. Die Wand- und Deckenbilder des

neuen Königshaus in München, erhalten eine von einer kunstverständigen Feder herrührende genaue Beschreibung Nr. 110 flg. Frankl unterhält uns in seinen Reiseskizzen aus Italien Nr. 111 flg. trefflich über Pisa. Die Nachrichten aus Paris Nr. 142 flg. besprechen ein Paar merkwürdige Kriminalfälle.

Die Novelle Ida und Isabella in Nr. 153 flg. des

Kometen

versetzt uns in die Zeit der letzten Kämpfe der Mauren mit den Spaniern, desto mehr bleibt in der Gegenwart Nr. 154 der Aufsatz: biographische Skizze in Gotha lebender Schriftsteller, welcher davon eine bedeutende Anzahl commentirt. Mephistopheles Besuch von Großkreuz bietet ein Vierblatt recht witziger Senette. Gleiche Jagredienzien findet man in Cigner und fremder Dampf in Nr. 39 des Silwagens. Ein Bericht aus Prag Nr. 153 über Carl Seidelmann lautet nicht zum günstigsten und in Nr. 155 reklamirt Herlossohn einen vierten Vers des schönen Gedichts, die Thräne, welchen Braunthal im österreichischen Musenalmanach weggeschnitten hat.

Im

Telegraphen von Lemberg

schließt der Mäcen von Tremis, Nr. 108 und 110 beginnt bereits wieder eine neue zur Preisbewerbung bestimmte Novelle, Nr. XIII. unter dem Titel: Heinrich das Findelkind, Lebensbild aus dem vierzehnten Jahrhunderte von F. C. Weidmann. Mit Nr. XIV. soll, wie wir vernehmen, diese Galerie geschlossen seyn und dann der Preis vertheilt werden, daher wir in unserm Urtheile keinesweges vorgreifen wollen. In einem Aufsatze Nr. 113 von J. Luvora, über die Galomanie auf dem deutschen Theater, ist viel Gutes enthalten.

Außer den Fortsetzungen über N. W. Sffland und den Nachrichten aus Paris, finden wir in den neuesten Blättern des

Phönix Nr. 203 — 214,

von größern Aufsätzen bloß einen aus der Revue du XIX siècle übersetzten: Ein Mitglied der Deputation des Menschengeschlechts und eine Beurtheilung über Karl Chr. Fr. Krause, bei Gelegenheit seines eben erschienenen Handschriftlichen Nachlasses, besonders seine Verhältnisse zum Bunde der Freimaurer betreffend. Seine wird sich nicht über das Urtheil freuen, das Nr. 210 über den dritten Band seines Salons gefällt wird, obgleich sein Gegner, „der Stuttgarter Narziß,“ darin den Beinamen einer „Mumie“ erhält. Der Bergfürst von Ignaz Hub beginnt also:

Hell leuchtet der Himalaya,
Herüber auf Kandahar,
Bewundernd sieht der Rajah,
In Demuth der Tschandalar.

Glaubt man nicht Freiligrath zu hören?

Th. Hell.